

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Prämumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

# Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Agenten.

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 148.

Berlin, Montag den 11. Dezember

1837.

### Frankreich.

#### Bücher-Ankündigungen und Literaten in Paris \*).

Ungeachtet der volltönenden und vielgebrauchten Worte: Fortschritt und Verbesserung, hat sich doch seit Jahrhunderten der Kreis der praktischen Ideen eben nicht sehr bedeutend umgestaltet, und gleichwohl ist man heutzutage mehr als je von dem steten Ziele alles Strebens entfernt, nämlich vom Glück. Denn wann hätte man jemals so viele Deutsche nach Amerika auswandern, eines der drei Reiche Großbritanniens bei den beiden anderen um Brod betteln, Spanien und Portugal sein Unglück so schwer beklagen und endlich Frankreich mit so vielen Steuern belastet gesehen?

Es ist in diesem allgemeinen Schiffsbruch schwer zu entdecken, wo denn eigentlich das Glück sey, und ich will mich daher nur auf Frankreich beschränken. In diesem Lande hat die Wuth, reich zu werden, einen nie geahnten hohen Grad erreicht, und wie mir scheint, ist dies Phänomen auch ganz leicht zu erklären; denn wenn man auf einer Eisenbahn in der Stunde fünf Meilen zurücklegt, so will man natürlich auch Geld mit gleicher Schnelligkeit verdienen. Da sich nun der Mensch nicht von Kohlen und Eisen übertreffen lassen darf, so hat er ein Mittel entdeckt, das man in mehrfachen Beziehungen mit dem Dampf vergleichen kann. Dieses Mittel war den Griechen und Römern, ja selbst den Chinesen unbekannt, obwohl Jedermann weiß, daß Letztere Alles ohne Ausnahme schon längst entdeckt haben, selbst das, was Andere erst noch entdecken werden.

Dieses Mittel sind die Annoncen. Im literarischen Sinne versteht man unter Annonce eine Anzahl Zeilen, durch die der Krämer seine Schwefelsäden, der Schriftsteller seine Werke bestmöglichst anzupreisen sucht; im typographischen Sinne versteht man darunter ein vieredriges Stück bedrucktes Papier von der Größe eines gewöhnlichen Bogens bis zur Höhe eines Hauses; ja es sind bereits zwei Stock hohe, mit Thür und Fenstern versehene Annoncen zum Vorschein gekommen. Aus dieser Verschiedenheit der letzteren kann man entnehmen, daß sie einer Entwicklung fähig sind, die nur an den Enden der Erde ihre Gränze findet.

Ich habe mich jedoch in meiner Definition geirret, wenn ich mich zu allgemein ausdrückte und sagte, daß Annoncen nur Eigenlob enthielten. Allerdings hat Jedermann von sich und den Seinigen die beste Meinung von der Welt, allein nicht Jeder versteht es, sich nach Verdienst zu loben, woran theils vernachlässigte Erziehung, theils die Besorgniß Schuld ist, man möchte sich zu bescheiden ausdrücken; in beiden Fällen wendet man sich daher an gewisse Personen, die dann statt des Beauftragenden reich werden müssen. Diese sogenannten Annonciateurs haben nun ein ganz neues Gewerbe geschaffen, das den ersten Rang vor allen übrigen einnimmt, da ohne dasselbe kein einziges anderes Gewerbe wahrhaft einträglich wäre. Zuvörderst nimmt also der Annonciateur die zu verkaufende Waare in Augenschein, bestimme sie nun in einem Kremladen, einer Advokatur, einem Gedicht, 100 Flaschen Bordeauxwein, einer Kirche, einem Roman, kurz aus irgend Etwas. Hierauf tarirt er sie im Vertrauen und bemerkt, wie viele Annoncen sie kosten und wie viel sie einbringen würde. Wir werden, sagt er z. B., in sechs großen Journalen, in einem kleinen literarischen und in zwanzig Provinzialblättern davon auf gehörige Weise sprechen; und selten irrt er sich in seinen Berechnungen. Nur muß man es freilich nicht wie jener Buchhändler machen, der 2000 Francs auf Ankündigungen für einen gar nicht vorhandenen Roman ausgab, und als man nun nach dem angekündigten Buche fragte, ließ er durch seine Commis antworten, daß die Auflage vergriffen sey, wodurch er bewirkte, daß man im Publikum so lange von ihm sprach, bis er etwas Neues erscheinen ließ. Unglücklicherweise aber zeigt derselbe Buchhändler jetzt Werke an, die nur allzu sehr existiren, die er aber nicht abzusehen vermag. Vielleicht jedoch macht er nicht genug Annoncen.

Als Beispiel von der wunderbaren Macht der letzteren möge folgende in Paris allbekannte Geschichte dienen. Unter den noch lebenden Schriftstellern giebt es einen, der zwar sehr bekannt, zu dieser Bekanntheit aber auf ganz ungewöhnliche Weise gelangt ist. Er dukt sich mit den Ministern, die ihn für einen Literaten halten, und die Literaten, die da glauben, er sey wenigstens so viel als ein Minister, behandelt er höchst geringschäßig. Dieses Ansehen hat er aber folgendermaßen erworben. Er besuchte eines Tages einen wohlbekannten Buchhändler und sagte zu ihm mit geheimnißvoller Miene: „Hören Sie, Herr...

wie wäre es, wenn Sie den Verlag eines Werkes übernähmen, das ich aber noch nicht geschrieben habe?“ — „Was ist das für ein Werk?“ fragte gleichgültig der Buchhändler. — „Ein sehr schönes Werk.“ — „Das ist möglich.“ — „Ein unübertreffliches Werk.“ — „Darum zweifle ich nicht; was für einen Titel führt es denn aber?“ — „Einen Titel, der 20 Auflagen absetzen würde.“ — „Und zwar?“ — „Geschichte der Restauration; was meinen Sie dazu?“ — „Ich meine, daß das Buch, wenn es gut geschrieben ist und sonst nur neue Aufschlüsse enthält, heutzutage guten Abgang finden müßte. Bringen Sie es mir einmal her.“ — „Ich werde es Ihnen bringen; unterdessen kündigt Sie nur immer an, daß die Geschichte der Restauration im Laufe dieses Monats erscheinen werde.“

Der Buchhändler versetzte nicht, in allen Journalen die Geschichte der Restauration mit Posaunenschall anzukündigen und ihr zu ihrem bevorstehenden Auftreten eine erwartungsvolle Aufnahme zu bereiten.

Raum ersah man in gewissen hohen Sirkeln, daß ein Werk über die Restauration dem Erscheinen nahe wäre, als man auch schon in starke Bewegung gerieth, Entdeckungen besüchtete und von gewissen Altensklücken sprach, die man für verborgen hielt, deren Veröffentlichung man aber besorgte. Man näherte sich daher dem Autor, gewann ihn durch Schmeicheleien und Versprechungen und gab ihm zuletzt eine Stelle von 6 bis 8000 Francs.

Gleichwohl zeigt nach Verlauf eines Jahres der Buchhändler wiederum die Geschichte der Restauration an. Mit neuen Besüchtungen treten auch größere Belohnungen ein, und die Entschädigungssumme oder, wenn man will, der Gehalt steigt auf 12,000 Fr. jährlich; dies ist aber noch nicht Alles. Das Gerücht von jenem unsichtbaren Werke hatte sich in den Salons verbreitet, und so oft der genannte Schriftsteller sich daselbst zeigte, sagte man sich einander leise ins Ohr: das ist der Verfasser der Geschichte der Restauration. In der Provinz interessirte man sich gleichfalls für das Werk und dessen Autor, und beide erlangten daselbst einen ausgebreiteten Ruf.

Man hätte nun wohl vermuthen dürfen, daß das so ungeduldig erwartete Werk endlich einmal ans Licht treten würde. Wirklich zeigte auch nach Verlauf von sechs Jahren der Buchhändler das nahe Erscheinen desselben mit dem Bemerkten an, daß darin vielfache Irrthümer enthält, vielfache Fehler bloßgestellt würden. Alsbald fährt gewissen Leuten wieder der Schreck in die Glieder; man ernennet den Schriftsteller über Hals und Kopf zum Ritter der Ehrenlegion und weist ihm 40,000 Francs jährlicher Einkünfte auf verschiedene Staats-Kassen an. Zwölf Jahre sind es nun her, daß er diese 40,000 Francs bezieht, sich Equipage hält und im Rocher de Cancalle zu Mittag speist; und was berechtigt ihn dazu, die sammtliche Geschichte der Restauration, die er weder geschrieben hat, noch schreiben wird, und die er überhaupt zu schreiben unfähig wäre.

Nun leugne Jemand noch die furchtbare Macht der Annoncen!

Noch bin ich aber nicht zu Ende. Während dieser berühmte Schriftsteller mit seiner Geschichte der Restauration nie fertig wurde, schrieb ein Anderer ein Werk über denselben Gegenstand und zwar, wie ich behaupten darf, mit Talent und Unparteilichkeit; jedoch hat noch Niemand etwas von diesem Werk erfahren. Vermöge der Annoncen also ist der, welcher die Geschichte der Restauration nicht geschrieben hat, einer der reichsten und bekanntesten Männer in Frankreich, und der Verfasser der wirklich vorhandenen Geschichte der Restauration sieht noch die erste Auflage seines Werkes unverkauft.

Da ich jetzt gerade von literarischen Angelegenheiten rede, so will ich auch noch der Literaten erwähnen. Unter diesen giebt es nämlich Minister, Rentiers, Journalisten, Literaten, die nach einem Platz in der Académie française streben, Literaten, die mit Literatinnen verheirathet, und endlich Literaten, die eigentliche Literaten sind.

Der sonderbarste von allen ist der Literat, der die Leute wie ein Minister empfängt, ohne einer zu seyn, ein Haus führt, als lebte er von Renten, ohne doch deren zu besitzen, und sich benimmt, als wäre er Gargon, dabei aber zu Hause die Leiden eines Ehemannes zu erdulden hat. Diesen hebe ich mir jedoch bis zu Ende auf und fange mit den Ersteren an.

Der Minister-Literat beschützt gewöhnlich die Maler, Pferdezüchter, verleiht den Landwirthen von Côte d'or Pensionen, schickt den Lyoner Seidenwaaren-Fabrikanten Medaillen, läßt aber nie einen Literaten vor sich. Einer der letzten Minister, gleichfalls Literat, hörte eines Tages mit an, wie man in der Kaiserzeit die Literatur, deren Erzeugnisse wegen des Krieges unverkauft blieben, zu beschlügen suchte, und als er vernahm, daß Napoleon zwei oder drei Auflagen der Werke Delille's oder irgend eines anderen Schriftstellers auf ein Schiff laden und in

\*) Aus der Erzählung „Washington Levert und Socrates Veblanc“, von Leon Cozlan.



einiger Entfernung vom Ufer Prosa und Poesie ins Meer werfen ließ, rief der Minister aus: „Kein übles Mittel, in der That, die Bücher zu ersäufen! Es giebt aber ein besseres; ich liebe die halben Mittel nicht!“

Der Rentier-Literat spielt den Elegant, wohnt auf der Chaussée d'Antin in der ersten Etage, seine Pferde konkurriren bei den Wettrennen auf dem Marsfelde, und er giebt sich alle erdenkliche Mühe, nicht für einen Schriftsteller zu gelten. Er bewirbt sich nie um Lobsprüche in den Journalen und erhält auch wirklich keine; der Kreis, in dem er sich bewegt, beschränkt sich auf einige Salons, wo seine literarische Berühmtheit gebildet wird, und seine Sucht besteht darin, in allen Stücken als Gentleman zu erscheinen. Jedoch fehlt es nicht an heißen Bemerkungen über ihn, und sobald er den Rücken kehrt, heißt es: Ein scharmanter Mensch; er gleicht frappant seinem Vetter, dem Käsehändler; seine Stimme klingt ganz so, als ob man seine Mutter, das Waschweib, hörte!

Der Literat, der nach einer Stelle in der Académie française strebt, wartet auf einen Todesfall, um selbst gehörig und in aller Form sterben zu können. Man glaubt es kaum, wie er sich abmüht, erniedrigt und herabsetzt, um nur seine Absicht zu erreichen. Seine Poesie ist mittelmäßig, seine Prosa total unbekannt, sein Name lebt nur im Gedächtniß einiger Freunde, und er weiß in der That selbst nicht, was ihn berechtigt, sich um den Platz des berühmten Mannes zu bewerben, dessen Nachfolger er zu werden wünscht. Erhält er ihn nun, so erhebt er seine Kollegen bis zum Himmel; im anderen Falle sind es grobe Flegel.

Wir kommen nun zu der letzten Klasse, dem Literaten, der nichts Eigens besitzt als seine Feder, und der dennoch auf dem ruinirten Fuß eines Bank-Direktors leben, alle Freitags mit dem Gepränge eines Präsidenten der Pairskammer die Aufwartenden empfangen und endlich im Hause und außer demselben die Dienerschaft eines Russischen Fürsten um sich haben will. Armer Fürst, dessen zehn Schlösser in seinen zehn Fingern, dessen herrschaftliche Besitzungen in seinem Gehirn bestehen.

In dem Palast eines Literaten dieser Klasse nun herrscht der ausgefeilteste Luxus; überall die prächtigsten Teppiche und Armsessel, die kostbarsten, seidnen Tapissereien, herrliches Porzellan und zahllose Domestiken, ohne die Freunde mitzurechnen. Einige von diesen, nämlich von den Domestiken, schlitteln auf den Treppen-Abfägen Tiger- und Pardeldecken aus; andere ordnen prachtvolles Silber-Service in den Servanten, wieder andere hobeln die Salons, andere lieblosen die mit Biscuit gestüttern Windspiele, andere tummeln im Hofe die Tagesvorber bei Exerciren gekauften Pferde, andere fangen das Kammermädchen auf, welche voller Eile nach dem Schlafzimmer der Madam läuft, die geklingelt hat; man klingelt aber zugleich auch auf einer anderen Seite und an einem dritten Orte. Welch' ein Spektakel, Welch' eine unnütze Geschäftigkeit!

Dies ist das Innere eines Hauses, das ein Mann bewohnt, der Seite für Seite und Zeile für Zeile, wie der Dachdecker Ziegel für Ziegel, bezahlt wird, sich aber von letzterem darin unterscheidet, daß er, wann es regnet, wann es zu heiß oder die Luft zu drückend ist, keine Lust zum Arbeiten hat und daher auch wirklich nicht arbeitet. Ja, Sylbe für Sylbe, freilich nicht Idee für Idee, erwirbt ihm genug, um damit die Domestiken, das Silber-Service, die Teppiche und die Pferde zu bezahlen, die in ihren Ställen mit lautem Wiehern Heu und Journal-Artikel fordern. Aber auch die Jagdbunde haben Hunger; rasch eine Seite Prosa! Das Windspiel verlangt nach Biscuit; rasch ein Kapitel Roman! Ein Domestik fordert seinen Lohn, ein anderer hat keine Liqore, ein dritter keinen Treffenbut mehr, ein vierter noch keine Schube, der Kutscher hat die Peitsche verloren, der Reitknecht hat keinen Klee mehr, der Futtermeister zeigt sich an der Schwelle mit der Rechnung; rasch Prosa her! — Aber ich bin unwohl, der Hals thut mir weh, der Kopf ist mir eingenommen, ich habe Stiche in der Brust! — Hilft nichts, Prosa her; kein Geld, keine Pferde; keine Prosa, kein Geld.

Da fängt denn der Literat an zu seufzen, setzt sich an den Tisch und besingt den Frühling in Prosa, die Zeile zu fünf Sous.

## Italien.

### Tasso und sein Verhältniß zum Hofe von Ferrara.

(Schluß.)

Zweimal entweicht er von Ferrara: aber die Ueberredung seiner Freunde und die poetische Meinung, der Herzog werde großmüthig allen Groll fahren lassen, wenn er sich wieder in seine Arme werfe, bringen ihn beide Mal dahin, zurückzukehren. Als er das zweite Mal wiederkommt, mit neuen großen Hoffnungen, trifft er gerade zu einer Zeit ein, wo man mit Feilen beschäftigt ist und Niemand auf ihn achtet. Er empfindet das als eine absichtliche Kränkung: in einem Anfall seiner melancholischen Aufregung stößt er beleidigende Reden gegen den Herzog aus. Der Herzog, der auch nicht mit sich scherzen zu lassen pflegte, hält für das Beste, zugleich um ihn zu strafen und ihn kuriren zu lassen, ihn in das Spital von St. Anna einzuschließen. Und hier wurde nun der arme Tasso sieben lange Jahre, von 1579 bis 1586, festgehalten. „Er ist in der That wahnsinnig“, schreibt der Florentinische Resident am 4. April 1583 an seinen Hof, „doch spricht er zuweilen recht vernünftig und macht poetische Compositionen.“ Seine Seele war in ihrer Tiefe zertrümmert und die endlich zurückgegebene Freiheit konnte sie doch nicht völlig herstellen. Er suchte 1589 eine Zuflucht in Rom, wie er denn auch dort eine Zeit lang im Palast Gonzaga gastfreie Aufnahme fand. Aber sey es nun, daß seine Melancholie den Umgang mit ihm

unangenehm machte, oder aus welcher Art persönlicher Abneigung auch immer, in kurzem finden wir ihn aus diesem Hause verwiesen. Er mußte in Gasthöfen herumwohnen, und zwar ohne Geld, ohne anständige Kleider und von seiner Krankheit gepeinigt. Er mußte in ein Hospital gebracht werden, das einer seiner Vorfahren für arme Landleute gegründet hatte. Es fehlte nicht viel, so hätte der Mann, der damals in gewissem Bezug als der ausgezeichnetste in Italien angesehen werden konnte, dessen Geist die Italianische Literatur beherrschte, vor den Kirchthüren betteln müssen. Es ging ihm wahrlich noch schlimmer als unserem Kepler oder als seinem Zeitgenossen Camoen.

In diesen verzweiflungsvollen Zuständen nahm aber Tasso eine immer entschiedener geistliche Richtung. In seinem Gefängniß glaubte er durch eine förmliche Erscheinung der heiligen Jungfrau genesen zu seyn: als er dann befreit worden, that er das Gelübde, seine Poesie nie wieder einem profanen Gegenstande zu widmen. Am liebsten hielt er sich seitdem in Klöstern auf: er studirte nur noch die Kirchenväter, die alten Lehrer: es findet sich ein Exemplar des Augustin durchweg mit Randglossen von seiner Hand: er war glücklich, als er endlich einen Thomas von Aquino zu Händen bekam. Allein diese ernsten Studien verhinderten nicht, daß er sich nicht doch noch den ausschweifendsten Phantasieen überlassen hätte. Er glaubte alles Erstes zuweilen von einem guten Engel besucht zu werden und wollte sich nicht überzeugen lassen, daß dies Imagination sey. Selbst in Gegenwart eines Dritten hatte er einst diese Erscheinung: man hörte ihn zu dem Fenster hinaus über die dunkelsten Fragen der Gottesgelahrtheit mit jenem Genies, den er zu sehn glaubte, Zwiesprache halten.

Schmerzliche Entwicklung eines so reich begabten Geistes. Aber er ist ein Beispiel, welche gewaltsame Lebenserschütterungen die Restauration des Katholicismus, die sich damals vollzog, in einzelnen Gemüthern zur Folge hatte.

In dieser ganzen Epoche fuhr Tasso fort zu dichten; jedoch wie die Zustände, so waren auch die Werke verschieden. Endlich legte er Hand an, auch das befreite Jerusalem unzuarbeiten: natürlich in dem Sinne, der ihm jetzt der einzig zulässige schien. In der Gerasalemme conquistata — denn so nannte er das Gedicht — sind die Regeln noch viel strenger gehalten, die unschönen Stellen ausgegemergelt, die ungeistlichen Phantasieen gestrichen, die Beziehungen auf Ferrara, das er jetzt haßte, mit ängstlicher Feindschaft vernichtet, — an die Stelle des Rinald z. B. muß allenthalben ein Riccardo treten, was dann sehr unbequem, kleinliche Aenderungen nothwendig macht — es finden sich neue Zusätze der Devotion oder der Gelehrsamkeit; aber zugleich ist dem Gedichte auch sein Reiz genommen: es ist Alles schroffer, gewaltamer, Übergangsloser geworden. Es ist wohl nur Eine Stimme, daß die spätere Arbeit eigentlich durchgehends eine Verberbung der früheren ist. Allerdings bezeichnet sie auch eine Stufe in der Italianischen Literatur: die noch ausgebildeter Herrschaft der geistlichen Tendenzen, die sich in Kunst und Gelehrsamkeit ebenfalls durchsetzte. Aber es war nur kein Gedicht mehr: Niemand hatte daran Wohlgefallen.

In Bezug auf die hier von Herrn Ranke erwähnte spätere Arbeit Tasso's möge es uns gestattet seyn, noch eine andere minder bekannte Hypothese anzuführen, die ein Italianischer Kritiker zur Erklärung der langen Gefangenschaft des Dichters aufgestellt hat. Herr Zuccala behauptet nämlich, daß weder die Liebe Tasso's zu Leonoren, noch dessen Absicht, an den Hof der Medicäer auszuwandern, den Herzog Alfons von Este zu solcher Strenge veranlaßt habe. Vielmehr sey es nur die Besorgniß gewesen, daß der Sänger der Gerasalemme, eingedenk der schlechten Behandlung, die er am Hofe von Ferrara erfahren, sein Gedicht ändern und alle Verherrlichungen des Hauses Este, so wie seines Ahns Rinald, herausstreichen möchte. Um ihn hiervon abzuhalten, sey also der Dichter Jahre lang eingesperrt worden; dieser aber habe den ersten Moment seiner Freiheit dazu benützt, um gerade das auszuführen, wovon man ihn auf so grausame Weise zurückgehalten. Es ist dies freilich eine auf nichts weiter als eben jene Gerasalemme conquistata gestützte Hypothese, aber als eine dritte sich geltend machende Ansicht scheint sie sich doch am meisten derjenigen Meinung zu nähern, die die Gefangenschaft des Dichters in anderen Motiven, als in seiner angeblichen Liebe zur Prinzessin Leonore sucht. — Am Schlusse seiner Abhandlung kommt übrigens Herr Ranke in einer nachträglichen Bemerkung auf die vom Grafen Alberti herausgegebenen Papiere zurück, und wir glauben, zur Vervollständigung der Altensstücke auch diese Stelle hier noch wiedergeben zu müssen. Sie lautet:

„Da ich p. 77 der Papiere aus der Casa Falconieri gedacht habe, so will ich doch nicht versäumen, hinzuzufügen, daß der erste Theil derselben so eben wirklich erschienen ist (Lucca, 1837). Noch ist das Buch nicht in unsere Gegenden gelangt, aber ausführliche Inhalts-Anzeigen benachrichtigen uns, daß es von jenem geheimen Verhältniß Tasso's zu der Prinzessin Leonore, das man hier in allen Details hervortreten zu sehn erwartete, auch nicht das Mindeste enthält. Natürlich! Schon Serassi benutzte dieselben Papiere, und dieser ebrenwerthe, gelehrte und alles Zutranens würdige Mann ist es gerade, der von allen den romanhaftesten Erzählungen am entschiedensten nichts wissen will. Mit Freuden würde ich aus neuen Dokumenten neue Kenntniß schöpfen: jetzt ist der Stand der Sache folgender. Für jene Erzählungen werden einige Briefe und Gedichte angeführt, die aber sämmtlich nicht enthalten, was sich nicht auch anders erklären ließe. Welch ein mißliches Unternehmen ist es überhaupt, aus den leichten Schöpfungen der Phantasie eines Poeten die realen Verhältnisse und Lebensbeziehungen desselben ernstlich ermitteln zu wollen. Man mag doch darüber Lessing einmal wieder lesen! In unserem Falle stehen aber auch die überdies in sich unzusammenhängenden Resultate eines solchen Bemühens mit allen glaubwürdigen Zeugnissen im Widerspruch. Da ist gleich der Brief N. Benier's an den Großherzog von Toskana, einen Herrn, dem wahr-

\*) Dispaccio Horatio Urbani MS Arch. Med. III 23. Il Tasso come un V. A. S. e qua in carcere, e in effetto è pazzo, se bene molte volte parla a proposito, discorre e fa di componimenti, i quali tutti sono a pocho a pocho andatisi divulgando e stampatisi in diversi luoghi fuori della sua volontà e per lo più imperfetti e ripieni d'infinita scortettoni et alterationi.



haftig die etwaigen Anzüglichkeiten der Ferraresischen Hofgeschichte nicht verschwiegen zu werden brauchten: den Tag nach der Gefangennehmung Tasso's, über welche dieser Brief überhaupt die einzige glaubwürdige Meldung enthält (Tasso p. 247). Venier schreibt das Unglück Tasso's, den er von Herzen bildauert, den melancholischen Grillen desselben, der Einbildung, daß er ein Keger sey, zu. Dann folgen alle die eigenen Erklärungen Tasso's, zuweilen abrupt und in der Aufwallung hervorgestoßen, zuweilen sehr ausführlich und eingehend (J. V. Opere S. VIII. p. 23), die aber einen ganz andern Gang seiner Entwicklung nachweisen. Diese Entwicklung, welche leider der gesammte spätere Verlauf seines Lebens und Dichtens fortführt, diese Rückwirkung der allgemeinen eine Zeit beherrschenden Tendenzen auf den individuellen Geist, der sich ihnen unterwirft, aber von ihnen zerstört wird, ist es auch allein, weshalb der ganzen Sache gedacht worden ist."

## Spanien.

Cervantes und Don Quixote.

(Fortsetzung.)

Die Neigung zu dergleichen romantischen Extravaganzen im Leben erzeugte und befruchtete natürlich eine Neigung zu entsprechender Lektüre. Beides wirkte dann auf einander zurück. Die Normannisch-Französischen Ritter in England hatten sich auch vor Zeiten die langen, mühsigen Winterabende mit Wundermärchen und Legenden vertrieben; aber im Fortgange der Zeit und der Bildung war man davon zurückgekommen und hatte an anderen natur- und wahrheitsgemäheren Darstellungen Gefallen finden gelernt. Wie die romantischen Rittersagen in der Italiänischen Literatur verarbeitet worden sind, wer wüßte es nicht? Wer hätte sich nicht bei Pulci oder Ariost an dem launigen Spiel ergötzt, das sie mit der alten Sage treiben, an dem schalkischen Lächeln, womit sie den Leser durch alle Wunderkammern des Märchen-Labyrinths führen, an der drolligen, vogelischen Gravität, womit sie den Glauben an all diese überschwänglichen Dinge wirksamer als durch trivialen Witz hinwegjagen? Anders in Spanien. Hier nahm man es sehr ernst, sehr gläubig, sehr andächtig mit den Wundern der Romantik. Nicht gerade, als hätte man alle Geschichten für buchstäblich wahr gehalten, — aber man gab sich der Illusion ganz ohne verständigen Rückhalt hin, man erhobte sich, man geriet in Begeisterung und Ekstase bei der Erzählung von Heldenthaten, deren Lächerlichkeit und Abgeschmacktheit selbst für die tollsten Schnurren, welche eine ausgelassene Phantasie aushecken mag, zu weit ging. Auch hielt nicht etwa der Reiz und die Lebendigkeit der Darstellung, anmutiger Styl, wohlklingender Versbau den Leser für die Mühe schadlos, sich durch den Wust durchzuarbeiten. Im Gegenteil, die Masse der Ungereimtheiten war in die schwerfälligste, weitestweifigste Form gekleidet; Ereignisse und Charaktere auf das plumpste übertrieben und verzerrt; die Erzählung in der wohlbekanntesten, hochtrabenden „Herkes-Manier“, gespreizt, verschoben, schwülstig, mit Anspielungen und äppigen Schilderungen überladen, so daß diese Lektüre nicht allein allen gesunden Geschmack untergrub, sondern auch die sittliche Kleinheit junger Gemüther gefährdete. Aller Sinn für Einfachheit und Natürlichkeit, für verständiges Maas und züchtige Haltung in Darstellungen der Poesie und Kunst, alle Empfänglichkeit für die schmucklose, aber lehrreiche Wahrheit der Geschichte ging bei der Beschäftigung mit jenen Ausgeburten der entarteten Romantik verloren. Was der ungenannte, aber sehr verständige Verfasser des „Dialogo de las Lenguas“ (Dialog der Sprachen), ein Spanier des 16ten Jahrhunderts, von sich selbst ausagt, gilt wahrscheinlich auch für die meisten seiner Zeitgenossen. „Sehn der besten Jahre meines Lebens, — klagt er — habe ich unnütz, schlimmer als unnütz damit verbracht, daß ich jene Lügen-Historien verschlang, und zwar mit solcher Eile, daß ich selbst während des Essens das Buch nicht aus der Hand legte. Davon wurde mir der Kopf so verdreht, daß ich gar keine wahre Geschichten mehr lesen mochte, und konnte ich mich durch eine vernünftige Historie gar nicht mehr durcharbeiten.“ — Wie verderblich dieser Geschmack des Publikums auf die Geschichtschreibung zurückwirken mußte, begreift sich von selbst. Alles sollte wunderbar und heldenmäßig zugehen, und so wurden die Ereignisse mit Wundern und Heldenthaten aller Art reichlich bis zu gänzlicher Entstellung aller Wahrheit verbrämt. Das mythische Zeitalter Griechenlands ist kaum so sehr mit Fabeln und Märchen durchwebt, wie die Spanische Geschichte in der letzten Periode des Mittelalters, als für alle Europäische Völker der historische Tag längst angebrochen war. Jeder tapfere Ritter erscheint in den Spanischen Chroniken als eine Art Halbgott, der alle Thaten des Herkules zu Schanden macht; jeder fromme Einsiedler oder Mönch wird zu einem Heiligen gestempelt und thut, nicht nur bei lebendigem Leibe, sondern auch nach dem Tode, eine solche Menge Wunder, daß man darauf hin ein ganzes Kloster heiligsprechen könnte. Tritt nun der Historiker, mit der Leuchte der Kritik bewaffnet, seinen Weg durch dieses dämmernde Labyrinth an, so zerfließen ihm die Gestalten der vermeinten Spanischen Geschichte in Nichts. Die berühmtesten Namen in den Jahrbüchern Castiliens, Namen, die mit den größten und wichtigsten Ereignissen in der Landes- und Volksgeschichte in Verbindung gebracht, die in Chroniken und uralten Romanzen gepriesen werden, Namen, an welche sich die stolze Erinnerung des Nationalrühms knüpfen, — werden jetzt als Märchengebilde erkannt, denen keine historische Existenz zu Grunde liegt. Der Held Bernardo del Carpio gehöret in eine Kategorie mit den Paladinen Karl's des Großen und den Rittern von Artbur's Tafelrunde. Sogar der Eid wird von der neuesten Kritik hart angefochten, und wenn es auch erwiesen bleibt, daß der tapfere Ritter und Kriegsheld Ruy Diaz de Bivar zu Ende des 11ten Jahrhunderts gelebt und gestritten hat, so fällt doch das ganze über diesem einen Namen aufgeführte Sagengebäude bei der leisesten prüfenden Berührung über den Haufen.

So war denn in Spanien, durch eine sonderbare Verfehrung, die Geschichte zum Märchen geworden, und Märchen standen im Ansehen der Geschichte. Erusten und denkenden Männern entging das Nachtheilige und Verderbliche dieser herrschenden Geistesrichtung im Volke nicht. Auch die Regierung wurde endlich darauf aufmerksam. In die Amerikanischen Kolonien — so lautet ein Edikt Karl's V. vom Jahre 1543 — sollten keine Ritterbücher eingeführt, auch daselbst nicht gedruckt und überhaupt gar nicht gelesen werden. Da nämlich die Besitzungen jenseit des Ozeans als ausschließliches Eigenthum der Krone von Castilien galten, so ging auch die Gesetzgebung für die Kolonien und Vice-Königreiche ganz allein vom Könige aus. Im Jahre 1555 rechen die Cortes von Castilien in einer an den König gerichteten Petition — (eine solche bedurfte nur der königlichen Unterzeichnung, um sofort Landesgesetz zu werden) — die vielen schädlichen Wirkungen der Ritter-Romane her. Es liegt in dem Tone, womit sie dieses vortragen, so viel schlichte Einsicht und feierlicher Ernst, daß wir den Eingang dieses Antrages in wörtlicher Uebersetzung verlesen: „Des Weiteren gemahnen wir und ist männiglich bekannt, wie großer Schaden so jungen Leuten als Jungfrauen, auch anderen Personen daher erwachsen, daß sie Bücher gelesen voller Lügen, Eitelkeit und Narrenheit, dergleichen sind der Amadis und andere Historien derselbigen Art. Sintemalen das junge Volk von Natur dem Müßiggange nachhängt, geräth es über solche Bücher und liest, wird eingenommen von Liebesgeschichten und verwegenen Abenteuer und hat den Kopf voll der Ungereimtheiten, so darinnen ausgeframt werden. Dergestalt von böser und thörichter Lehre verleitet, wann sich die Gelegenheit ereignet, ohnen sie solchem Beispiel nach und handeln wider Zucht und Frömmigkeit, ärger denn sonst. So die Mutter aus dem Hause geht und meint, die Tochter dabei sorgfältig einzuschließen und zu hüten, ergötzt sich dieselbe an solchen Büchern, und thut ihr der Zeitvertreib an ihrer Seele größeren Schaden, als wenn sie frei über die Straße gegangen wäre. All dieses gereicht nicht allein den Einzelnen zur Unehre, sondern auch im Allgemeinen zur Verwirrung und Verderbniß der Gemüther, macht sie absprenglich von der heiligen und wahren christlichen Lehre und verlockt sie zu sündhafter Eitelkeit, davon die Vernunft wie von einem Raufch und Wahnsinn getrübt wird. Zur Abhilfe solcher Uebel bitten wir: Ew. Majestät wolle verordnen, daß fortan kein Buch mehr, das von solchen Historien handelt, dürfe gelesen werden; die aber schon gedruckt sind, soll man einsammeln und verbrennen, und kein neues drucken, ohne besondere Erlaubniß. Dadurch werden Ew. Majestät der Kirche Gottes und der heiligen Religion einen großen Dienst erweisen, nicht minder diesen Königreichen u. s. w. Indes trotz dieser nachdrücklichen und öffentlichen Aeußerung des Mißfallens blieben jene Romane populair nach wie vor. Durch Verbote war dagegen nicht zu wirken, der Geschmack und das Urtheil der Leser mußte gebessert werden. Kaiser Karl V. selbst, des eigenen Verbotes ungedenkend, las mehrere Ritter-Historien mit großem Vergnügen. Sehr häufig wurde bei den Festlichkeiten des Hofes der Stoff zu theatralischen Darstellungen und Aufzügen aus jener Fabelwelt entlehnt, und der nachmalige König Philipp II. trat als Prinz mehrmals bei solchen Gelegenheiten in Heldenrollen oder als irrender Ritter auf. Moratin führt die Titel von mehr als 70 dickleibigen Romanen an, die sämmtlich im 16ten Jahrhundert geschrieben und zum Theil in mehreren Ausgaben erschienen sind; es ist aller Grund da, zu vermuten, daß die Liste nicht vollständig ist; ja vielleicht ist bei weitem die größere Zahl den Nachforschungen Moratin's entgangen. Das letzte Buch dieser Art wird unter dem Jahre 1602 angeführt; Der Verfasser war einer der vornehmsten Edelleute am Hofe Philipp des Dritten.

So sah es in der Spanischen Literatur aus, als Cervantes mit dem ersten Theile seines Don Quixote austrat und mit den leichtesten Waffen des Witzes und der Ironie gegen ein Vorurtheil ankämpfte, das sich bisher der aufgeklärten Meinung und den geschichtlichen Vorschriften zum Trotz behauptet hatte. Es war kein geringes Wagniß. Um seinen Zweck zu erreichen, durfte er nicht eine bloße launige Travestie der romantischen Legende liefern, wie die Italiänischen Dichter; er wollte nicht bloß zum Lachen ligeln, sondern mit aller Schärfe der Satire in einen veralteten Schaden einschneiden. Und doch war sein Gemüth zu echt poetisch, zu tief von der Hoheit und dem wahren Geiste des Ritterthums durchdrungen, als daß er sich mit leichtfertigen Hohnen daran hätte vertheidigen, das Ideal in den Staub ziehen wollen. Darum ergiebt bei dem Autodase, welches der Pfarrer mit Don Quixote's ganzer Bibliothek veranstaltet, Gnade über den „Amadis von Gallien“ und etliche andere Romane, die besseren ihrer Art. Ja Cervantes gesteht selbst, daß er in jüngeren Jahren einmal alles Ernstes daran war, eine Rittermähr zu schreiben.

Diese Gesinnung und Absicht des Verfassers giebt den Schlüssel zur richtigen Beurtheilung des Ganzen nach Plan und Ausführung. Der Held, Don Quixote, ist an und für sich gar kein lächerlicher, vielmehr ein verehrungswürdiger, idealisch vortrefflicher Charakter. Alle ritterliche Tugenden sind in ihm verkörpert und personifizirt: Uneigennützigkeit, aufopfernder Muth, Verachtung aller Gefahr, fleckenlose Ehre, zarte Courtoisie, jenes Anstreben nach höchster, schier übermenschlicher Vollkommenheit, das man einen Wahn schelten mag, aber einen Wahn der edelsten Gemüther. Dies ist die hochpoetische Seite des Werkes. An die Schilderung und Ausmalung der Traumwelt, in welcher Don Quixote mit seinen Gedanken lebt, hat Cervantes allen Reichthum der Phantasie, allen Formschmuck der Dichtung verwendet. Auch die Sprache hat in diesen Partien eine unübertreffliche Schönheit und Wärme und gewinnt noch besonderen Reiz durch einen alterthümlichen, an den Ton der Legenden und Ritter-Historien gemahnenden Anstrich, welcher freilich in einer Uebersetzung zum größten Theil verloren geht. Da werden uns alle Herrlichkeiten der Romantik noch einmal vorgezaukelt, alle Bilder einer goldenen Zeit, das strahlende Heldenbium, die idyllisch beglückte Zärtlichkeit, die bunte, prächtige Fabelwelt, an der



sich unsere Vorurtheile ergötzen. Wie schimmernde Seifenblasen spielen diese Illusionen um den Leser und spiegeln die Gestalten der Wirklichkeit in tausend ätherischen Farben wieder, bis sie bei der Berührung zerfallen und in Luft zerfließen. So hat Cervantes seine Aufgabe, zu zeigen, wie das Ideal an der handgreiflichen Prosa des Lebens scheitert, wie unbarmherzig die Wirklichkeit dem gläubigen Schwärmer witzelt, auf wahrhaft dichterische und zugleich auf heitere, freundliche Weise gelöst. Wenn Siemondi dem Don Quixote die Tendenz beilegt, „die Begeisterung lächerlich zu machen, den Heroismus im Kontraste und Kampfe gegen das Gemeine als unterliegend darzustellen“, und der Meinung ist, daß hieran sich Gedanken von sehr unerfreulicher, ja niederschlagender Art knüpfen, — so scheint uns eine solche Auffassung mindestens sehr weit hergeholt. Warum sollen wir Cervantes eigenen, klaren und einfachen Worten nicht glauben, daß er nichts weiter beabsichtigt hat, als seinen Landelerten den falschen, verschrobeneu Geschmack für Ritter-Romane auszutreiben? Dabei hat er aber auf die herzliche, gesunde Lachlust seiner Leser, nicht auf Kritiker gerechnet, die hinterher, nachdem sie das Buch aus der Hand gelegt haben, schwerwichtige Reflexionen anstellen. Soll indeß durchaus eine Moral aus dem Don Quixote herausgelautet werden, so wäre es noch am ehesten die Lehre, daß wir bei Allem, was wir unternehmen, das Maas unserer Kräfte zu Rathe ziehen sollen.

Die Ueberschnapptheit des Helden äußert sich auf zweierlei Weise, indem er bald die Wirklichkeit für Ideal, bald das Ideal für Wirklichkeit nimmt. Alles, was in Romanen vorkommt, wähnt er im Leben zu finden, und Alles, was ihm im Leben begegnet, wird für ihn zur romanhaftesten Vision. Aus diesen Irrungen entspringen komische Effekte und Situationen in Uebersülle. Aber Cervantes begnügte sich nicht damit, diesen phantastischen Charakter zu zeichnen und handelnd vorzuführen; sondern um sein Wesen in das hellste Licht zu setzen, um den Kontrast der überspannten Begeisterung des platten Verstandes schlagend und lebendig zu veranschaulichen, ist dem Helden ein Begleiter beigegeben, welcher durch und durch das Gegentheil von ihm ist. In dem erblichen Sancho Panza, der halb willig, halb unwillig, aber treu wie ein Schatten, auf jedem Schritt hinter seinem Herrn her ist, hat Cervantes den rein sinnlichen materiellen Trieb, die schlichte Einfalt des natürlichen Verstandes eben so meisterhaft dargestellt, wie in Don Quixote das rein geistige, idealische Streben. Sancho hält fest an der Erde, er steckt mit Leib und Seele in seiner Haut. Er ist ersichtlich, pfliffig, immer für sich und seinen lieben Leib besorgt; sein Herr träumt von Ruhm, er von gutem Essen und Trinken. Von Ehre hat er ziemlich dieselben Begriffe, zu denen sich Falstaff in dem berühmten Monolog vor der Schlacht bekennt. In dem erbarmenswürdigen Nachfüßler, dessen Darstellung für ein Muster von Pathos gelten kann, wo die Erwartung immer höher und höher auf irgend ein Schreckniß gespannt wird, bis am Ende eine Wolkensäule herabstürzt, beschwört der zitternde und bebende Sancho seinen Herrn: „Wozu habt Ihr nöthig, Euch mit diesem Abenteuer zu befassen? es ist stockfester, keine lebendige Seele sieht uns; krachen wir ganz sachte aus, so gebt wir allem Schaden aus dem Wege. Wer wird danach fragen, ob wir ausgerissen sind?“ Läßt sich in wenigen Worten besser das Gegenheil aller ritterlichen Gesinnung ausdrücken? Ueberschnapptheit liefert uns das ganze Gebiet der Dichtkunst kein zweites Beispiel eines mit so ungemeiner Kunst und so glücklicher Wirkung bis in die kleinsten Züge durchgeführten Kontrastes zwischen zwei Charakteren. Der richtige Takt und das große psychologische Geschick des Autors bewährt sich auch darin, daß Don Quixote, obgleich er aus einem seltsamen, läglischen und lächerlichen Unfalle in den andern geräth, doch dem Leser nicht verächtlich, und Sancho, trotz seiner vielen gemeinen Eigenschaften, uns doch nicht zuwider, vielmehr durch seine gesunde Natur, seine Gutmüthigkeit und seinen geliebten Matters witz, je weiter wir sehen, desto lieber wird. Im Grunde ist er ein viel zu pfliffiges und verschmitztes Subjekt, um seinem wahnwitzigen Herrn so für nichts und wider nichts aus bloßer Treue nachzulassen. Aber ihn lockt die Hoffnung, daß am Ziele aller dieser Dinge, die er nicht begreift, eine recht erkleckliche Belohnung, eine Statthalterchaft, ein Vice-Königreich für ihn abfallen wird, und mit diesem Trost führt er sich selbst, drollig genug, an der Nase herum. Dabei flieht er, als der personifizierte Volkswitz, beständig von Sprüchwörtern über; „ein leibhaftig Sprüchwörter-Blümel“ nennt ihn Don Quixote. Die Stellen, wo der erbliche Sancho im Eifer seinen Redestrom ergießt, sind für die Cassillischen Sprachforscher und Puristen ganz unschätzbare Fundgruben, indem die Redensarten und Sprüche, welche er im Munde führt, zum Theil in das höchste Alter der Sprache hinaufreichen und als Belege für Wortformen und Wendungen dienen, die später außer Gebrauch gekommen sind. In den Sprüchwörtern steckt überhaupt der Kern, der konzentrierte Gehalt derjenigen Weisheit und Einsicht, die ein wahres, gemeines Volksgut geworden ist. Die Spanische Sprache ist in dieser Hinsicht eine der reichsten, wahrscheinlich die allerreichste unter ihren Europäischen Schwestern, und ihre Literatur zählt mehrere Sprüchwörter-Sammlungen von sehr ansehnlichem Umfange.

Die Figuren, welche in den verschiedenen Szenen und Episoden des Romans neben Don Quixote und Sancho Panza auftreten, dienen zwar zum weitem größten Theile nur als bewegliche Staffage, aber es sind durchgängig lebendig getroffene, mit wenigen Strichen meisterhaft portraitierte Spanische Volks-Charaktere. Auch hier macht der Don Quixote für die gesammte Europäische Literatur Epoche. Es ist der erste Versuch, die Form des Romans als einen künstlerischen Rahmen zu brauchen für natur- und wahrheitgetreue Lebensbilder. In weiterer Fortbildung hat sich auf diesem Wege der Sittenroman und endlich der historische Roman gestaltet, und so ist diese Dichtungsform zu solchem Gehalt und solcher Bedeutung gediehen, daß wir sie in den

Rang und zum Theil sogar in die Funktionen der Geschichte eintreten sehen. Die Geschichte, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, schildert nicht sowohl den Menschen, wie er ist, als vielmehr die Rolle, welche er auf der großen Schaubühne der Begebenheiten spielt. Ihre Quellen sind selten rein und bergen nur zu oft absichtlichen oder unabsichtlichen Trug. Politische Dokumente sagen fast niemals die Wahrheit über Absicht und Gesinnung der Handelnden; Vorurtheil, Leidenschaft, Selbstsucht macht die Berichte der Zeitgenossen unzuverlässig. Indes abgesehen davon machen ja Staatsactionen, Umwälzungen, Kriege, politische Verhandlungen und Intriguen die Geschichte der Menschheit aus; es ist dies nur eine Seite, und zwar weder die interessanteste noch die erfreulichste, für die Betrachtung des Ganzen. Der Zustand und Charakter des Menschen und der menschlichen Gesellschaft will auf andere Weise aufgefaßt, mit anderen Farben geschildert sein. Das alltägliche Leben, die Familie, die häusliche Sitte, das bürgerliche Thun und Treiben, der Verkehr der Stände und Geschlechter, die Meinungen und Vorurtheile, die Reigungen und Vergnügungen, das Zeit- und Volksthum in seiner lebendig bunten Mannigfaltigkeit, — wie können wir, ohne von diesen Dingen eine Anschauung zu haben, uns die Vorzeit vergegenwärtigen? Und doch ist der Historiker in der Regel genöthigt, dies Alles bei Seite liegen zu lassen, uns die trockene, gedrängte Formel der Begebenheiten und Zustände ohne den realen, lebendigen Inhalt zu geben. Ja seine Quellen würden ihn öfters im Stiche lassen, wenn er zu den einzelnen Erscheinungen, zu den Details der Wirklichkeit herabzusteigen versuchte. Hier tritt der Romandichter mit Vortheil an des Geschichtschreibers Stelle. Man hat den Historiker einen rückwärts-schauenden Propheten genannt: nun wohl, es giebt auch eine poetische, rückwärts-schauende Divinationsgabe, welche durch das Studium der vorzeitlichen Denkmäler zwar nicht erworben, aber geliebt und gekräftigt wird. Vermöge dieser Gabe verfährt sich der Dichter in die Zeit, welche er schildern will; die Eigenthümlichkeit, die Physiognomie vergangener Jahrhunderte gewinnt in seiner Phantasie konkrete Gestalt: so erfundet er Begebenheiten und Situationen, so schafft er Personen und Charaktere, in welchen neben der poetischen auch historische Wahrheit ist, und stellt Gemälde auf, deren Treue höher gilt, als bloße Portrait-Ächlichkeit. Lernen wir nicht die Volkssitten und den gesellschaftlichen Zustand Schottlands aus den Waverley-Romanen besser kennen, als aus den besten Schottischen Geschichtschreibern? giebt nicht Ivanhoe ein deutlicheres Bild, wie es im Mittelalter in England ausah, als Hume und Hallam? So finden wir auch bei Cervantes das Spanische Volksgesicht, wie es im 16ten Jahrhundert beschaffen war, weit genauer, vollständiger und lebendiger geschildert, als ein Historiker mit dem reichsten Quellenhauf, mit dem Inhalte ganzer Archive und Klosters-Bibliotheken vermocht hätte. (Schluß folgt.)

### Mannigfaltiges.

— Historische Vorlesungen in Paris. In dem so eben erschienenen Verzeichnisse der Vorlesungen der Pariser Faculté des Lettres finden sich zwei seltsame Anachronismen. Unter der Ueberschrift „Alte Geschichte“ (Histoire ancienne) wird nämlich von Herrn Lacretelle eine Vorlesung über die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, über Crebillon, Voltaire und Diderot angezeigt, die damit gleichsam zu Antiken gemacht werden. Dagegen kündigt Herr Lenormant unter der Rubrik „Neuere Geschichte“ (Histoire moderne) eine „Auseinandersetzung des Ursprunges der Griechischen Civilisation und insbesondere die Geschichte der Phönizier“ an. Ein Druckfehler ist hier nicht denkbar, da Herr Lacretelle in der That Professor der alten und Herr Lenormant Professor der neueren Geschichte ist. Aber es muß doch einem Pariser Studenten, in dessen Studienplan es etwa liegt, in diesem Semester nur neuere Geschichte zu hören und sich darüber testen zu lassen, ganz kurios vorkommen, wenn er am Ende Dinge weiß, die er gar nicht zu wissen verlangt hat, und dem Examinator, der ihn nach Ludwig XV. oder Frau von Genlis fragt, aus der Geschichte der Phönizier antwortet. Es sieht beinahe so aus, als habe Herr Professor Lenormant unseren Landsmann Friedrich Wagnersfeld parodiren wollen, dessen Sanchuniathon bekanntlich ebenfalls erst in der neuesten Zeit sein Phönizisch gelernt hat.

— Cimarosa und Mozart. Cimarosa sah vollkommen ein, daß Mozart in den tieferen harmonischen Verbindungen und in den reicheren Mitteln des Orchesters die Keime zu einer bedeutenden Umwälzung der Tonkunst aufgefunden hatte, und die Deutsche Schule ist es vorzüglich, in welcher sich diese Umwälzung späterhin vollbrachte. Man erinnert sich der geistreichen Worte, welche Cimarosa an einen Maler richtete, der ihn, entweder aus Schmeichelei oder aus Unwissenheit, über den Komponisten des Don Juan stellte. „Was würden Sie dazu sagen“, erwiderte der Tonkünstler lächelnd, „wenn Jemand Sie über Raphael setzte?“ Cimarosa's Ruhm war so glänzend, daß er einen Augenblick lang selbst Mozart verdunkelte. Napoleon, der mitten in seinen ernstesten Geschäften doch auch die Künste nicht vernachlässigte, wollte sich eines Tages über das verhältnismäßige Verdienst dieser beiden berühmten Tondichter belehren und fragte Gretry um seine Meinung über sie. „Sire“, antwortete dieser, „Cimarosa stellt die Statue auf das Theater und das Piedestal ins Orchester; Mozart aber stellt umgekehrt die Statue ins Orchester und das Piedestal auf's Theater.“

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.